

KRISTOFFER KLAMMER: ›Wirtschaftskrisen‹. Effekt und Faktor politischer Kommunikation. Deutschland 1929–1976 (Historische Semantik, Bd. 28)

Vandenhoeck & Ruprecht | Göttingen 2019 | 495 Seiten, gebunden | 80,00 € | ISBN 978-3-525-31059-5

In den Jahren 2010 bis 2012 hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft an der Universität Trier ein Projekt zur »Sprachlichen Konstruktion wirtschafts- und sozialpolitischer Krisen in der Bundesrepublik Deutschland von 1973 bis heute« gefördert, in dem fünf solcher »Krisen« von der Ölkrise 1973/74 bis hin zur Finanzkrise 2008/09 untersucht worden sind. Auf die Konzeption und einige erste Ergebnisse dieses diskurslinguistischen Forschungsprojekts¹ bezieht sich die hier zu besprechende geschichtswissenschaftliche Dissertation Kristoffer Klammers des Öfteren, insbesondere in ihrer sehr instruktiven Verortung der Studie unter dem Titel »Anknüpfungen« (S. 35–48): »Einige der grundlegenden Erkenntnisinteressen dieser Studien decken sich mit denen der vorliegenden Arbeit; theoretische Annahmen, methodisches Vorgehen und einzelne empirische Befunde bieten interessante Anregungen. Ein *direkter* Ergebnisvergleich ist indes schwierig« (S. 46) – und das letztlich aufgrund »disziplinär begründete[r] Unterschiede« (S. 47). Für den Rezensenten aus dieser anderen Disziplin ist es interessant zu sehen, wie ein Historiker mit sehr ähnlichen Erkenntnisinteressen an den gleichen Gegenstand herangeht und diesen mit ähnlichen analytischen Kategorien, aber gerade in der Darstellungsform doch ganz anders bearbeitet. Dabei kommt er einerseits zu methodisch weniger gut abgesicherten, andererseits zu inhaltlich zum Teil differenzierteren Ergebnissen.

Bedauerlich ist, dass Klammer die wichtigsten Ergebnisse des diskurslinguistischen Forschungsprojekts in Form der Dissertationen von David Römer und Kristin Kuck bei Abschluss seines Manuskripts noch nicht zur Verfügung standen.² In diesen werden mit den Methoden der Topos-Analyse (= Analyse von Argumentationsmustern) bzw. der Metaphernanalyse die sprachliche Konstruktion einerseits der »Wirtschaftskrisen« von 1973/74, von 1982 und 2003 und andererseits der »Krisen« von 1973/74, von 1997 und 2003 verglichen. Erst die Ergebnisse dieser umfassenden Studien hätten es Klammer ermöglicht, »auf Basis der eigenen Ergebnisse nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden« (S. 47) in der sprachlichen Konstruktion der Wirtschaftskrisen, die zum großen Teil nach seinem Untersuchungszeitraum liegen, zu fragen und dabei die Vor- und Nachteile der größeren »sprachwissenschaftliche[n] Differenziertheit« (ebd.) der linguistischen Studien und seiner besseren »Einbindung semantischer Befunde in die [...] Politik- und Wirtschaftsgeschichte« (ebd.) abzuwägen.

Das kann in diesen wenigen Zeilen einer Rezension auch nicht nachgeholt werden, wäre aber reizvoll. Klammers Ausblick darauf, dass nach der von ihm für die Jahre 1973 bis 1976 angesetzten »kleinen Weltwirtschaftskrise« über Wirtschaft und Wirtschaftspolitik beständig in einem Krisen-Modus geredet wird (S. 455f.), somit also beständig »Krisen« sprachlich konstruiert werden, kann mit den diskurslinguistischen Untersuchungen einerseits bestätigt, andererseits aber auch differenziert werden, insofern eben doch Zeiträume bestimmt werden können, in denen »Krisen« mit mehr oder weniger Anbindung an volkswirtschaftliche Daten herbeigeredet und auch politisch instrumentalisiert worden sind. Als

¹ Vgl. insb. *Martin Wengeler/Alexander Ziem* (Hrsg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, Bremen 2013.

² *David Römer*, *Wirtschaftskrisen. Eine linguistische Diskursgeschichte*, Berlin/Boston 2017; *Kristin Kuck*, *Krisenszenarien. Metaphern in wirtschafts- und sozialpolitischen Diskursen*, Berlin/Boston 2018.

inhaltlich interessanter Bezug zwischen den historiografischen und den diskurslinguistischen Ergebnissen sei nur erwähnt, dass Klammer schon für die 1970er-Jahre eine Zunahme angebotsorientierter Lösungsvorschläge gegenüber keynesianischen »Rezepten« konstatiert, was bei Römer dann als Durchsetzen neoliberaler Positionen im Diskurs seit dem Lamsdorff-Papier von 1982 bis hin zu den Agenda-2010-Beschlüssen akribisch herausgearbeitet wird. Kritisch kann hier angefügt werden, dass auch Klammer, obwohl er den Fokus auf die sprachliche Konstruktion von Krisen und damit u.a. auch auf die diskursiv errungenen Deutungshoheiten über politische Vorschläge zur »Überwindung« von Krisen legt, dazu neigt, wie andere Historikerinnen und Historiker, die solche »Krisen« in Überblicksdarstellungen und »sach«geschichtlich behandeln, bestimmte Diskurspositionen als der Sache angemessen erscheinen zu lassen, zum Beispiel dass der Sozialstaat überfordert worden sei oder dass die Steuerbelastung für Unternehmen habe verringert werden müssen. Römer zeigt demgegenüber eindrücklich, dass und wie Zeithistorikerinnen und Zeithistoriker der seit 1982 hegemonialen Diskursposition sozusagen hinterherschreiben.

Innerhalb seiner Zunft verortet sich die Studie Klammers in der Tradition historisch-semantischer Analysen, wie sie seit den 1970er-Jahren im Gefolge der »Geschichtlichen Grundbegriffe« insbesondere auch von Klammers Doktorvater Willibald Steinmetz erarbeitet worden sind. Sie nimmt dabei das Diktum Reinhart Kosellecks ernst, dass Sprache nicht nur Indikator, sondern auch Faktor der Geschichte ist: »Überspitzt: Die Semantik erzeugte die Krise« (S. 452) – was allerdings sogleich eingeschränkt wird: »Vielmehr standen Prozesse semantischen Wandels in einem Wechselverhältnis mit nicht-sprachlichen Veränderungen.« (Ebd.) Bei der Interpretation seiner Sprach-Geschichten recurriert Klammer immer wieder auf die in dieser Tradition etablierten Begriffe des Erfahrungsraums und des Erwartungshorizonts sowie auf die Zeitachse Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, was es ihm ermöglicht, Einzelergebnisse in größere Zusammenhänge einzuordnen (vgl. z.B. einleitend schon S. 16f.), was aber auch manches Mal zu vagen allgemeinen Einordnungen führt, wie dass in der Deutung einer Situation als »Krise« die Gegenwartsorientierung des Sprechers zentral sei oder dass die Ursachen einer Krise in der Vergangenheit verortet worden seien.

Ein historiografisches Erkenntnisinteresse ist bei allen drei Krisen auch der »Abgleich« zwischen dem Reden über eine Krise mit den volkswirtschaftlichen Indikatoren und politischen Ereignissen, die ex post zur (geschichtswissenschaftlichen) Interpretation des Geschehens als Krise oder Wirtschaftskrise, als Weltwirtschaftskrise, als (nur) Wachstumsdelle oder als Ölpreiskrise geführt haben. Dabei sei eben bisher die Wahrnehmung, das »Wissen« der Zeitgenossen, ob und dass es eine »Krise« gibt und der Einfluss dieses Wissens auf das Geschehen nicht angemessen berücksichtigt worden. Der zeitgenössischen Interpretation des Geschehens als »Krise« oder »Wirtschaftskrise« kann die Geschichtswissenschaft mit der Untersuchung des öffentlich-politischen Sprachgebrauchs gerecht werden. Der Autor begründet überzeugend, dass für die untersuchten Zeiten, für seine drei »Fallstudien« Parlamentsprotokolle sowie jeweils ausgewählte Zeitungen der Qualitäts- und der Boulevardpresse geeignete Quellen sind.

Die drei sprachlichen Kategorien, die er im Einzelnen untersucht, entsprechen dem in diskurslinguistischen Untersuchungen etablierten Methodenset der Analyse von Argumentationsmustern (Topoi), Metaphern und Schlüsselwörtern. Im Vergleich zu linguistischen Studien geht der Autor mit den Analyse-Begriffen locker um und verzichtet auf die in der Sprachwissenschaft üblichen Herleitungen und akribischen Differenzierungen bei der Anwendung dieser Begrifflichkeiten. Der sprachwissenschaftliche Rezensent gesteht aber gerne zu, dass der Historiker mit diesem lockeren, eher unterterminologischen Gebrauch von »Topoi«, »Redemustern«, »Sprachmustern«, »Metaphern«, »Einzelbegriffen« und auch »Semantik(en)« seinen Erkenntnisinteressen durchaus nicht schadet und dass dies dem Verständnis nicht abträglich ist. Dazu trägt auch die gewählte, für historiografische Studien wohl übliche narrative Darstellung der Sprach- und Krisen-Geschichten bei, auch wenn diese in ihrer Vielzahl von zitierten Einzelstimmen gerade in den chronologisch vorgehenden Kapiteln, in denen die Krisenphasen dargestellt werden, manchmal etwas ermüdend ist.

Das Darstellungsproblem seiner Analyseergebnisse hat der Autor mit seiner narrativen Form in gänzlich anderer Weise gelöst als es in den erwähnten linguistischen Studien geschieht. In einem ersten Kapitel werden jeweils »einschlägige Forschungsergebnisse respektive gängige Krisennarrative referiert« (S. 48). In einem ersten Analyseschritt werden sodann die Krisenphasen anhand der für sie jeweils »dominierenden« »Sprachmuster (Topoi)« (ebd.) aufgezeigt und auch bestimmt. Während dies auf die genannte chronologische Erzählung hinausläuft, die eben auch festlegt, wann jeweils für die zeitgenössischen Sprecher eine Vorlaufphase, der Höhepunkt sowie das Ende einer »Krise« gewesen sind und als welche Art von »Krise« diese verstanden wurden, sind die beiden jeweils folgenden Kapitel systematischer angelegt.

Im ersten wird der Fokus jeweils auf einzelne sprachliche Mittel gelegt, mit denen die Akteure ihr Verständnis der politischen und wirtschaftlichen Situation ausgedrückt haben. In allen drei Krisen wird dabei auf den Ausdruck *Krise* selbst und mit ihm gebildete Komposita geachtet sowie auf metaphorische Konzepte, mit denen die abstrakten »Ereignisse« verständlich gemacht wurden. Während in den Krisen 1929–1933 und 1966/67 nur Organismus- und Maschinen-Metaphern wichtig waren, beobachtet der Verfasser in den Jahren 1973 bis 1976 eine größere Vielfalt von Metaphern. Als »Einzelbegriffe« werden für die Weimarer Zeit *Vertrauen* und *Psychologie*, *Not*, *Elend* und *Opfer* sowie *Kampf* und *Krieg* analysiert, für die »Wachstumsdelle« von 1966/67 die Funktion der »Begriffe« *Stabilität*, *Wachstum* und *Vertrauen* behandelt und für die 1970er-Jahre wiederum *Opfer*-Semantiken, wie der Historiker das nennt, aber auch der Appell an die *Vernunft* ins Zentrum der Analyse gerückt.

In einem jeweiligen letzten Schritt folgen »grundlegendere Betrachtungen zu einzelnen Akteursgruppen und ihrer Verwendung bestimmter Begriffe und Argumentationsmuster, Veränderungen (der Breite) des Spektrums möglicher Aussagen, sprachlich hergestellten Raumbezügen sowie dem Verhältnis des Krisendiskurses zu angrenzenden Diskursen« (S. 49), wie der Autor das recht heterogene Konglomerat von Ergebnisdarstellungen in diesen Kapiteln recht prägnant zusammenfasst. Für Weimar wird hier zum Beispiel die »begrenzte Diskussionsbereitschaft« über konkrete wirtschafts- und sozialpolitische Lösungsvorschläge seitens Nationalsozialisten und Kommunisten, für die es immer um die »Systemfrage« ging, herausgestellt, für die 1960er-Jahre wird der fehlende Bezug auf Vergangenheit in Form von Ursachendiskussionen vermerkt sowie dass die Krisen-»Semantik« den realen Krisen-Indikatoren vorausging. In den 1970er-Jahren bestand die Strategie der Regierungsparteien, um die eigene Verantwortung für die »Krise« klein zu halten, in synchronen Vergleichen mit stärker betroffenen vergleichbaren Volkswirtschaften, während die Unionsparteien mit diachronen Vergleichen zu den wirtschaftlichen Erfolgen ihrer Regierungszeit die Verantwortung der Regierung betonten. Ein weiterer wichtiger Diskussionsgegenstand in den Krisendebatten der 1970er-Jahre war die Diagnose einer »Epochenwende«, wie sie historiografisch mit der Festlegung der seitherigen Entwicklung als der »nach dem Boom« auch ex post verankert ist.

Neben der somit angedeuteten Vielzahl von interessanten Einzelergebnissen zum Sprachgebrauch und somit zur sprachlichen Konstruktion oder Organisation der drei Krisen zielen die Untersuchungen natürlich auch darauf, Gemeinsamkeiten der Konstruktion von Wirtschaftskrisen in der Mitte des 20. Jahrhunderts herauszuarbeiten. Beides – Spezifika und Gemeinsamkeiten – trägt Klammer in einem kurzen und konzisen Schlusskapitel zusammen und wagt dabei auch den erwähnten Ausblick auf die mögliche »Dauerkrise der Gegenwart« (S. 455). Jeweils wiederkehrende und somit für Krisendiskurse wohl konstitutive Topoi, Metaphern und um *Krise*, aber auch um *Vertrauen* und *Opfer* kreisende Grundbegrifflichkeiten sind ebenso wie der wiederkehrende und zentrale Referenzpunkt der Arbeitsmarktlage übergreifende sprachliche Mittel, Krisen zu konstruieren. Auch der Umschlag des Krisenbegriffs vom Ereignis- zum Strukturbegriff kehrt wieder, und dass von *Krise* hochfrequent die Rede ist in Zeitabschnitten, in denen die ökonomischen Daten die Krise noch nicht ausweisen, sind Anzeichen für die Relevanz der Sprache für »Wirtschaftskrisen«. Diese Befunde zeigen, dass Klammer mit seiner historisch-semantischen Analyse auch für die Geschichtswissenschaft wesentliche neue Erkenntnisse zum Verständnis der

drei ausgewählten Wirtschaftskrisen geleistet hat, die auch für den Nicht-Fachmann aus der Nachbarwissenschaft sehr lesenswert sind.

MARTIN WENGLER, Trier

Zitierempfehlung

Martin Wengeler: Rezension von: Kristoffer Klammer: ›Wirtschaftskrisen‹. Effekt und Faktor politischer Kommunikation. Deutschland 1929–1976 (Historische Semantik, Bd. 28), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2019, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 60, 2020, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81923>> [27.4.2020].